

Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 1. — Neujahr 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

In's neue Jahr!

Jahreswende! Die Erde hat auf ihrem rastlosen Flug um die Sonne wieder einmal eine Kreishahn vollendet. Von neuem beginnt sie ihren alten Weg. Wir ändern darum wieder die letzte Ziffer in der Jahreszahl und schreiben nunmehr 1930. Aber Jahreswende ist keine Lebenswende. Die Kräfte, die in uns hineingelegt sind, wirken sich weiter wie bisher aus im Guten und im Bösen, im Aufbauen und Zerstören, im Segen und Fluch. Jahreswende ist auch keine Schicksalswende. Dennoch machen wir alle an der Schwelle bewegten Herzens halt. Stärker und überwältigender als sonst packt uns das Gefühl unserer Vergänglichkeit. Der denkende Mensch schaut heute über den Horizont seines eigenen kleinen Daseins hinaus. Er versucht es, die Zeit zu verstehen, in die wir nun einmal vom Schicksal hineingestellt sind. Wir spüren es, wir leben in einer Periode der Weltwende. Unaufhaltsam schreitet die Technik wie eine Siegerin erhobenen Hauptes über die Erde hin, alte Kulturen erbarmungslos zerstörend, neues Leben aufbauend. Das Antlitz der Welt wandelt sich unter ihrer Berührung. Die Fernen rücken uns nahe, Brücken des Verkehrs und des Austausches werden von Land zu Land geschlagen. Das Tempo des Lebens wird immer mehr zum Prestissimo. Der Menschenggeist scheint keine andere Aufgabe zu kennen, als mathematisch die Kräfte der Natur zu berechnen und sie technisch zu verwerten. Oberflächenskultur, das Los der Menschen unserer Tage. Amerikanismus. Und doch schon regen sich die Kräfte des Widerstandes. Der Mensch von heute spürt es, er ist mehr als nur rechnender Verstand. Das Tiefste in ihm, seine Seele, findet kein Genüge im Blendwerk technischer Weltbeherrschung. Sie will Ewigkeit. Der Dolmetsch dieser Sehnsucht war Friedrich Nietzsche: „Die

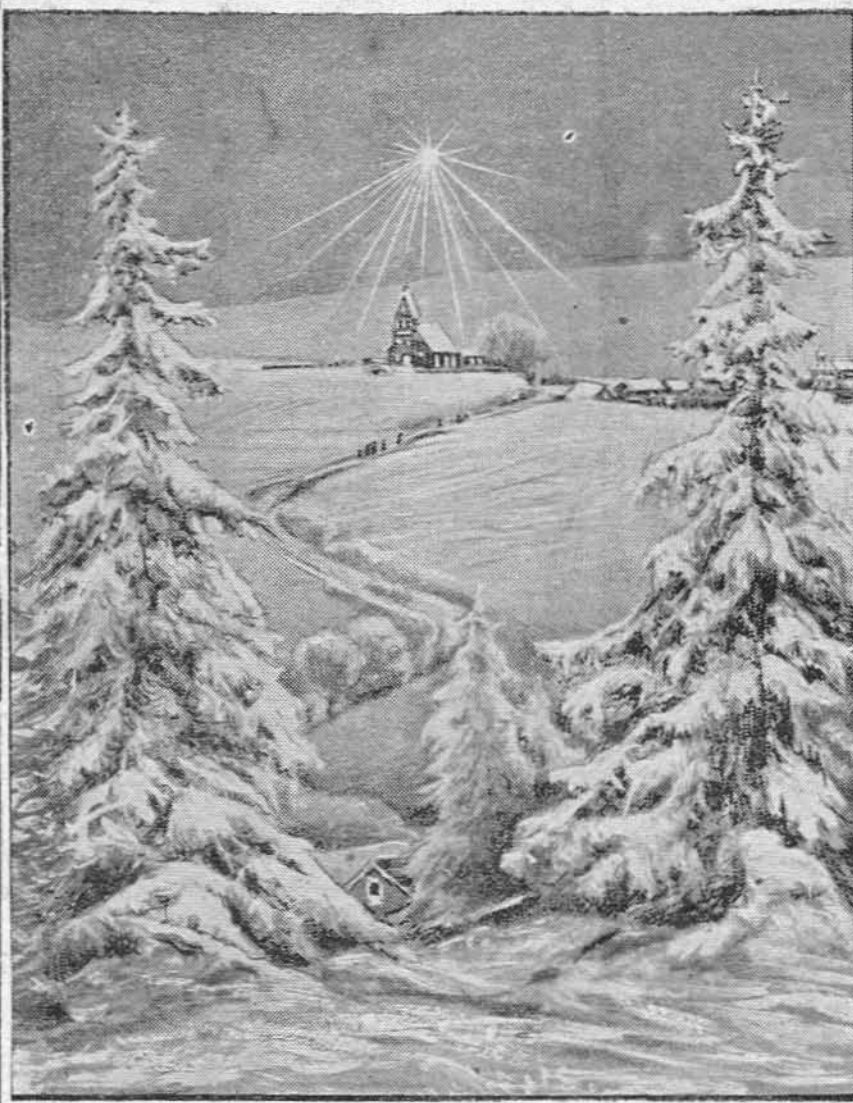
Welt ist tief. Und tiefer, als der Tag gedacht. Tief ist ihr Weh. Lust — tiefer noch als Herzeleid. Weh spricht: Vergehe! Doch alle Lust will Ewigkeit — will tiefe, tiefe Ewigkeit!

Ich leugne nicht, Glaube ist manchem ein Wagnis und eine freie Tat der menschlichen Seele. Aber es gibt ungezählte Tatsachen in der Wirklichkeit, die drängen uns geradezu zu diesem Sprung in die Arme des lebendigen Gottes.“ Und wer diesen Sprung des Glaubens je gewagt hat, braucht es nie zu bereuen. Denn aus dem Umgang mit Gott strömen dem glaubenden Menschen immer wieder neue ungeahnte Kräfte zu, die das Leben fordert. Hier erschließt sich uns das Geheimnis der Freiheit, nach der die Welt heute so heiß verlangt. Frei ist allein der Mensch, der in Gott seine Seele verankert hat. Hier brechen die Quellen des Friedens und der wahren Freude auf, die das Leben erst lebenswert machen. Hier quillt ein Strom echter Liebe auf, durch den das Leben allein zu einem furchtbringenden gestaltet wird. Darum wird Glaube zur Lebensmeisterchaft.

Wir wissen nicht, was das neue Jahr uns und unserem Volke bringt, ob Licht oder

Dunkel, ob Kampf oder Friede, ob Stille oder Sturm. Aber das wissen wir, dem glaubenden Menschen sind Glück und Unglück wie seine rechte und linke Hand. Er gebraucht sie beide. Denn durch die Berührung mit dem weltüberlegenen Gott gewinnt der Glaube die Welt- und Lebensbeherrschung, die Goethes stolzes Wort so wunderbar schildert, ohne uns doch die Quellen der Kraft aufzeigen zu können:

Angstliches Zagen — weibisches Klagen
Wendet kein Schicksal — macht uns nicht frei,
Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen — kräftig sich zeigen
Rufet die Arme der Götter herbei.



Tannenberg im Erzgebirge.

Vorlesung in der Chemnitzer Volkshochschule,
gehalten von Oberlehrer Herm. Lungwisch, Geyer (Sa.).

(Schluß.)

Auch die alten Grabmäler, die bisher von einem Kalkanstrich überzogen waren, sind in ihrer alten Schönheit wieder hergestellt worden. Die Erneuerung hat ferner verschiedene interessante Funde zur Folge gehabt. Ueber der Sakristeithüre wurde die Inschrift zu dem darüber befindlichen Grabmal entdeckt, die zuvor völlig mit Kalk überstrichen war. Im Mitteltgang wurde ein alter Grabstein gehoben, den der Pfarrer Hoffmann als das Grabmal des im Jahre 1611 verstorbenen Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn Hans Rudlof auf Tannenberg entziffert hat, und der im Altarraum aufgestellt worden ist. Zuletzt hat man noch 4 alte Gemälde zu Tage gefördert, die als Fußbodenbelag auf der Empore gedient hatten. Sie stellten die Geburt zu Bethlehem, die Taufe im Jordan, das Abendmahl und die Gethsemaneszene dar und sind wahrscheinlich die Reste einer alten Bemalung der Emporebrüstung. Ihr Alter ist noch nicht festgestellt. Es handelt sich um rührend naive Darstellungen weniger von künstlerischem als von historischem Werte.

Von der Weihe der erneuerten Tannenberger Kirche berichtet Pfarrer Hoffmann weiter: Eine zahlreiche Menge hatte sich zu diesem Zweck schon frühzeitig im Gotteshaus versammelt. Unter dem Geläute der neuen Glocken bewegte sich um 9 Uhr des ersten Ostertages der Zug der Vereine mit ihren Fahnen, geleitet vom Kirchenvorstand unter Führung des Pfarrers und des Herrn Fabrikbesizers Willy Meyer, als Vertreter des Patronats, zur Kirche. Beim Betreten des Gotteshauses wurde der Zug von den brausenden Klängen der neuen Orgel empfangen. In der Predigt feierte der Pfarrer die Vollendung des Werkes. Die Kirchenmusik wurde von dem Gesangsverein „Liederfranz“ unter der kundigen Leitung des Kantors Göbel stimmungsvoll zu Gehör gebracht. Sinnige Inschriften tragen die drei neuen Stahlglocken. Auf der Predigtglocke steht: „Vivos voco: die noch auf Erden wallen, ruft mein Klingen zu Beten und Singen.“ Die Begräbnisglocke hat als Inschrift: „Mortuos plango: die Gott uns nahm in Kriegs- und Friedenstagen will ich beklagen.“ Auf der Sturmglocke liest man: „Fulgura frango: Vor Kriegesblitzen und Gewitters Not bewahr' uns Gott.“

Nach dem am 29. Dezember 1919 erfolgten Heimgange der Frau Rittergutsbesizer Clara Louise Rudolph geb. Grund ging das Gut an deren Erben Frau Charlotte Anna Meyer geb. Rudolph und an die Herren Hans Friedrich Rudolph und Otto Anton Rudolph über. Während Jahrhunderte hindurch die Felder des Ritterfizes mit Flachs bebaut wurden, stehen auf denselben Fluren jetzt Tannen und Fichten und die Bearbeitung der Flachsfaser, einst Heimarbeit, geschieht jetzt in der Fabrik. Herr Willy Oskar Meyer (1929 zur ewigen Ruhe eingegangen. D. R.) Mitbesizer des Rittergutes, ist gleichzeitig Mitinhaber der Mechanischen Flachsspinnerei Meyer u. Co. in Wiesenbad, die zu den vier größten derartigen Spinnereien des Sachsenlandes zählt. Vor dem Weltkriege bezog man 85 Proz. allen Flachses aus Rußland, 10 Proz. aus Oesterreich-Ungarn und nur 5 Proz. aus Deutschland. Die Not der Zeit gebot Wandel, 1913 waren 13 000 Hektar in Deutschland mit Flachsbau bestellt und jetzt stehen 40 000 Hektar dieser Kultur zur Verfügung. Mühsamer Vorbereitungen bedarf es, ehe die Flachsfaser in Leinwand verwandelt wird. „Von Webers Hand ward mir bereit von der Wiege bis zum Sterbkleid“ lautet der Spruch auf der Prunkschüssel einer erzgebirgischen Weberzunft. Die Amtshauptmannschaften Annaberg und Schwarzenberg haben die Wiesenbader Flachsspinnerei mit dem Ankauf des Rohmaterials betraut. Um dem Landwirt den Flachsbanu schmachhaft zu machen, hat man ihm die Belieferung von Leinwand garantiert. Welche Arbeit dies verursacht, kann nur der ermessen, welcher in Betracht zieht, daß in Wiesenbad rund 2000 Anbauer in Pöfchen von 3 bis 40 Zentner Flachstroh abliefern. Die Bescheinigungen werden von der Deutschen Flachsbau-Gesellschaft an Weber wei-

tergegeben, die diese kleinen Aufträge ausführen. Man schätzt, daß auf diese Weise 80 000 kleine Bestellungen erst für die Anbauer ausgeführt werden müssen, ehe der Gesamtkonsum berücksichtigt werden kann.

Ein Ueberblick über die Geschichte Tannenburgs ergibt einen allmählichen Uebergang vom Ackerbau zum Gewerbe. Mögen beide auch fernerhin friedlich nebeneinander in unserm Tannenberg gedeihen. Unumstößlich jedoch bleibt es Wahrheit:

Es spricht der Stamm der Riesen aus Bauernmarkt hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!
Denn, wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot!

Mooch'n Feierabend



Zum neie Gahr.

A neies Gahr! Laut hoom's verkündigt
De Glocken über Barg un Tol.
In Dorf un Stadt, in klänften Hütt'l
Zug's ei — begrißt allüberol.

Hall wurn de Stübla, hall de Fanster
Zur letzten Stund' um Mitternacht.
Von Sahfucht, Hoffning tief durchdrunge
Hot jed's dann Gahr entgehn gewacht.

Dos neie Gahr. Wos ward's uns bränge?
Su stieg im Harzen auf de Frog';
Ob's voll von Fraad, ob's voll von Schmarzen,
Es fähnet siech off bess're Tog.

Weithie ginge de still'n Gedanken
Bis in de fremde Walt oft naus.
Un die dort draußen ahsam wuhnten,
Die dachten hamn ans Vaterhaus.

O Haamit, wär' dir doch beschieden,
Nacht viel Gelid im neie Gahr!
Möcht'st du erblüh' in Schuß un Frieden,
Geliebt, gesehnt noch immerdar.

Möcht' aus dann Tälern, aus dann Hütten
Fortziehe Glend, Sorg un Rut,
Un 's neie Gahr zenstrüm nár bränge
Luhnende Arbet, Frääd un Brut!

All' deine Walder, deine Fluren
Soll griessen haller Sunne'schei.
Off deinen Höh'n soll schlicht noch wuhne
De alte Lieb, de alte Trei.

O teire Haamit, loß diech griessen,
Bis huuch zun letzten Gippel nauf.
Du bist un bläbbst doch 's schinnste Flad'l —
Mei Erzgebärg: „Glück auf! Glück auf!“

Bernh. Brückner, Leipzig.



D'r verkannte Mal.

(Nachdruck verboten.)

Es is schu a alter Gelaam un ward aah noch a maniche Zeit aaner bleim, daß dos, wos alt un hergebracht is, net allemol 's Schlachste sei muß. Un wenn mer siech die alten Gewohnhet'n asu betracht't, do möcht' mer dare Absicht wärflich racht gaam. 's Alte hoot sen'n Wart.

Gerod vu dansalm Gedanken war'n aah d'rister de Hillig-Michel-Leit ei'genomme: Dr Karl un aah seine Fraa, de Arnstine. Wenn's in Laam überol a bißl Aendering un en'n Fortschriet gob: Bei ne Karl un bei dr Arnstine, do bleibt's in ihrn Heisl un in ihrn Stüwl drinne, wie's schu von aller Ewigkat har gewasen war. Schu de ganze Laamsweil' war dernooch ei'gericht't. Brauchet de Arnstine ebber amol en'ne neie Gad (Jacke) oder a nei's Kupptichl, do muß't's gerod wieder a fitts sei, wie's alte gewasen war — faa bißl annersich. Un asu, wie's mit dare Klaading un mit'n Gerat war, asu warsch aah mit'n Ze-assen. Dr alte braune Rachelusen hinten in dr Eck un dr Arnstine ihr Speisetzettel, die hatten mit anander ah Alter. Nār faane nei'modische Afferei! Dos war dr Hillig-Michel-Arnstine ihr Tutmacher. Se wuß't's net vürzerichten, un drüm: „Bleibt mir von Leib mit fitter fremden Laderei!“

Dos mög nu amende aah dar Grund gewasen sei, warüm dos Ding gepaffiert is, wos iech ihe derzehln will.

Dr Hillig-Michel-Karl, dar hatt' amol asu mitten drinne in dar Woch' awos in dr Stadt ze tue, ne Sach', die ganz nutwennig war — obr aah net lecht. Es gob Schreiberei derbei, un dos war nu wieder ne Karl sei Tutmacher. Drüm muß't'r jemand miet derbei hoom, dar de Fader fñhrn konnt, um dos war — — dr Harr Bürstand. Dan nahm mei Karl miet.

Wie se mitanander nei komme sei in dar Stadt, do hoom se die Sach' geschwind ohgewickelt, viel besser, wie siech dr Karl dos Ding vürgestellt hoot.

Kasse, wie dos dernoocherts eitel asu hargieht: Dr Tog war amol ahgerissen — schie Watter war aah — nu sei se haltig mit anander noch e bißl in dan Heisern un Strooßen drinne rüm gesappt, amol do- un amol dorthie; 's gob haltig überol wos ze sahe.

Wie se mit dan Schaufanstern fertig war'n, sollt's wieder sachte ahamm giehe; doch, war net miet machen wollt', dos war dr Moong. Se spüret'n a Fänkela Hunger.

Dr Karl wār amende mit a paar Dreierbruut un mit en'n Zippela Knublich-Worscht zefrieden gewasen, obr net mei Bürstand. Dar war schu bessere Bissen gewohnt. 'r toot men Karl miet nei'zackeln in a fitts Delikatesse-Geschäft. Dort drinne standen hinten in dar Eck a paar schiene runde Tischle. Do konnt' mer siech ganz gemietlich nahsetzen un assen, wunooch dar Moong sei Verlanges hatt: Worscht, Schinken, Hunig, Kal' un noch a ganzer Haufen andere Frasserei, wie se dr Karl in sein'n ganzen Laam noch net gassen hatt'.

Nu is haltig do drinne dos Speisen lus gange. Dr Herr Bürstand hoot immer bestellt, un wos dan sen'n Maul racht war, dos hoot dr Karl aah miet ahinner geschafft. Ob's ne haltig geschmeckt hoot, dos is de andere Frog'.

Na, wie se mit dare Mohlzeit ze Rand sei un schu dos Gald-Taschl in dar Hand halten zum Bezohln, do sieht mei Bürstand off amol driem an dan Fansterbraat in en'n Ristl drinne a paar rachte schiene geraachte Dol (Male) lieng.

„Asu en'n Dol namm iech mir miet ahamm!“ saacht'r zum Karl. „Ihe in die haaken Tog, wu de Worscht asu waach is, do schmeckt asu a Stüchl Dol zun Frühstück gar grußartig — dos macht Appetit!“

„Do faa iech net mietreden“, saacht dr Karl drauf, „iech hoob noch faa fitts Zeig gass'n!“

Nu ließ sich haltig mei Bürstand en'n sitten Dol ei'wickeln. Dr Karl hoot dos Paßl lange Zeit in de Mang behalten, bis de Zeit kam, wu dr Bürstand amol nausgange is. Ihe hootr ganz fix amol an dos Paßl nahgeschnuppert.

„Horch'n Se amol auf, Maadel“, saacht'r zu dan Bodenfreilein, „iech war' mir aah a fitts Ding miet ahamm namme. Meine Alte, die soll net schlacht schnupperr!“

„Nanu!“ gob dos Freileinchen zur Antwort, „Frau Gemahlin hat wohl noch nicht Mal gegessen?“

„Ach, wu denken Se dää hie, Maadel? Die hoot noch ken'n Dol „gesahe“ — geschweig gass'n! — Mir sei do telsequent!“

Dos Maadel muß't lachen; se ließ sichs obr net zwaamol haaken un wicklet su en'n Dol in en'n grußen Zeitingsbügen nei.

Wie se mit anander bezohlt hatten, gings ahamm. Unterwaagens wur do un dorten noch e Tipp'l Bier getrunken, un wie se nei komme sei ins Dorf, do is gott'rgar Nacht wurn. Off dr Kärch hoots else geschloong.

Ne Karl sei Fraa, de Arnstine, war nauf in de Kammer ze Bett gange. Se dachts schu, daß se schbeet käme — weil dr Bürstand derbei war. Ne Bruutschrank hatt' se zugeschlossen, de Lamp' wadgereimt.

Mei Karl war dodrüber gar net bies. De Fraad, die konnt' dosür ne andern Tag nār desto greffer warn. Also, ar hāngt sen'n Rock hie an dr Wand, un dos Paßl, dos steckt ar nei in de Rockscheef. Früh wollt'r die lange Fischotter seiner Fraa um's Kaffeeshalle imerinkleeng. Die sollt' do sei orndlich derschraken. Mit dan Gedanken machet ar siech nauf zu Bett, un in Traam — dos war zun Teifel huln — do muß't ar egal dan grußen Dol tut machen.

Früh, asu ganz bezeiten, wecket de Arnstine auf. Se machet sachte aus ihrn Bett raus un ging nunner in de Stub'. Drunten stieß se de Leeden nüm un fing ah, Feier nei ze machen in dan Rachel-Us'n. Nu will se uhm von Braatl a Schwafelhölzel runner lange'. Do fällt ne Karl sei Rock runner von dr Wand, un schu sieht se aus dar Scheef en'n grußmachting Wollcher Papier raushängen. Wie se dos sieht, schieß't'r galeich 's Blaatl.

„War muß'n dää do wos nei'gesteckt hoom? — Egal de Zeit a bißl veralbern!“ denkt se un zieht dan Wiesch Papier aus dan Rock raus. Halb in dr Finster wickelt se auf. „Dos is racht waach!“ spricht se, und do sieht se aah schu a langes schwarzes, schmierigs Ding rausbaumeln.

„Pfui Geier aus!“ schreit se. „Inusse, über die Schand'!“ Un do rannt' se aah schu in dar Stub' ahinner, riß a Fanster auf, un — — psatsch! do slug aah dar Dol schu überen Huf nüber, mitten nei in Mist. Nu war ne Karl sei Geschenk wack.

Uhgefahr a Stund drauf, wie dos Uhgelick geschehe war, kimmt mei Karl aus sen'n Bett. Ei, hatt' dar siech eine Fraad ei'gebildet! Nu net in dar Stub'. Sei Fraa war gerod naus gange, e Tipp'l Ziegmilch huln zun Kaffee. Wie se wieder draußen rei kimmt, is mei Karl derbei un sucht seine Rocktaschen aus.

„Ich denk nār, Karl, du suchst dei Gelump, deine Luderei!“ saacht de Arnstine. „Die hoob iech sei zun Fanster nausgeschmissen. Draußen liegtr off ne Mist — dar schwarze S a a r 3 o p p, dar mistige!“

Dr Karl stand do, wie mit dr Müß derschloong. Endlich friegtr'r doch sei Sprooch wieder. „Wos?“ saacht'r, „en'n S a a r 3 o p p? Mir war'n doch wissen, wos mer kaafen!“

„Eija, ihr seid mer schiene Gesellschaft, du un die dracket'n Weibsen. Dar Zopp is a Schand!“

Obr nu brooch bei men Karl aah de Wut aus. „Jawuhl“, saacht'r, „a Schand is, daß du deine Mang net orndlich aufmachst! Dir hätt' iech en'n alten Hundsdrack mietbränge solln!“ Un domiet machetr zur Tür naus. Doch ihe, do hatt'r ne Teifel erscht noch richtig an de Wand gemolt. Wie dr Karl noch net von dar Haustür bis nüber an Mist war, do sieht'r ne Seidelfriß-Klaascher sen'n grußen Hund mit dan Paßl zun Hufter nauslaufen.

Nu war dar Dol wack — obr richtig!

Na, ihr guten Leit, wie's ihe men Hillig-Michel-Karl üms Harz gewasen is — un üm sei Maul — dos könnt ihr eich denken.

Bernh. Brückner, Leipzig.



Winter zog in den Bergen ein.

Unser Bild zeigt einen elektrischen Aufzug für die Schlitten auf dem Wintersportplatz Oberhof in Thüringen, der die Rodler fast so schnell heraufbringt, wie sie herunterrodeln.



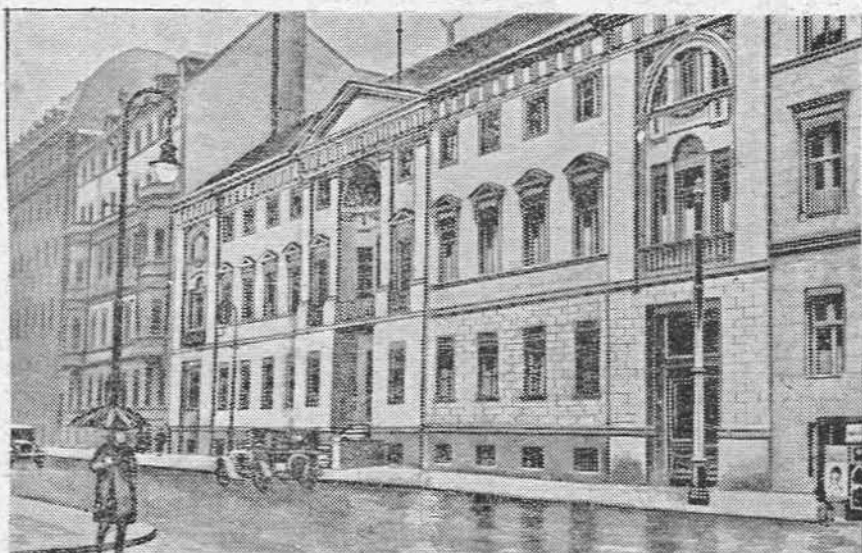
Der neue englische Luftriesen.

Das soeben fertiggestellte Schwesterschiff der „R. 101“, das den Namen „R. 100“ führt, hat jetzt seinen ersten erfolgreichen Flug von der Werft in Howden nach Cardington zurückgelegt, wo es am Landungsmast verankert wurde.



Der große Hotelbrand in Bad Pyrmont.

In Bad Pyrmont brannte nachts das Hotel „Waldecker Hof“, ein dreistöckige Fachwerkbau, mit samt einem Nachbargebäude bis auf die Grundmauern nieder. Unser Bild zeigt die rauchenden Trümmerreste.



Vom Militärkabinett zum Bischofspalais.

Der neuernannte Bischof von Berlin, Dr. Schreiber, wird sein Quartier in dem früheren Militärkabinett in der Behrenstraße zu Berlin (unser Bild) aufschlagen.



Panik in einem Newyorker Untergrundbahn-Tunnel.

Unser Bild zeigt die Schienenstränge des Unterwassertunnels, in dem ein Zug durch Kurzschluß in Brand geriet und sich große Schreckensszenen abspielten.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 1. — Neujahr 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 242.

Aus der Wirtschaftsgeschichte der alten Herrschaft Schwarzenberg.

Ueber dieses heimatkundliche Thema sprach im Wissenschaftlichen Verein zu Schwarzenberg der hiesige in weiten Kreisen bestbekannte Heimatsforscher Oberstudiendirektor Dr. Fröbe.

Da die Stadt Schwarzenberg sehr viel Brände zu erleiden hatte und das Aktenmaterial so gut wie völlig vernichtet wurde, gestaltete sich von jeher eine Erforschung der Stadt- und Herrschaftsgeschichte von Schwarzenberg außerordentlich schwierig. Um so mehr sind die Verdienste des Vortragenden nicht nur zur Förderung der Forschung, sondern auch der Heimattradition und des Heimatstiftums zu würdigen, der nach langjähriger mühevoller wissenschaftlicher Kleinarbeit Neuland auf diesem Gebiete erschlossen hat. Bekanntlich ist aus seiner Feder das ausgezeichnete Werk „Die Geschichte der Stadt Schwarzenberg“ bereits hervorgegangen. Die wirtschaftskundlichen Forschungen und Ergebnisse fußen nun wesentlich auf gewissenhaft geführten Eintragungen alter Rechnungsbücher, die noch erhalten geblieben sind. Dem Vortrage ist folgendes zu entnehmen.

Die letzten Besitzer der Herrschaft Schwarzenberg war das Geschlecht von Tettau. Diesem kaufte Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige die Herrschaft vor allem des ergiebigen Bergbaues halber im Jahre 1533 ab. Von dieser Zeit ab leitete ein auf dem Schlosse wohnender Amtmann die Geschäfte, und dieser mußte alljährlich im kurfürstlichen Hoflager gewissenhaft Rechnung ablegen.

Eine wichtige Bedeutung für die Herrschaft hatte das Bauerntum. Jederzeit hatte die jeweilige Herrschaft eine vollkommene Wirtschaftsmonopolstellung, denn gerade der Bergbau, ferner Wald, Land und Wasser und alles sonst Nützliche war im Besitze der Herrschaft. Den Begriff Privateigentum gab es noch nicht. Die unfreien Bauern, deren pflichtgemäße Abgaben an die Herrschaft seit altersher in Naturalien und rund von 1500 an in Geld erfolgten, wurden zu schweren Frondiensten herangezogen.

Die Wirtschaftsgeschichte der alten Herrschaft Schwarzenberg ist nicht zu verstehen ohne die Besiedelungsgeschichte. Zur Gründungszeit der Burg und der Stadt, die in die Mitte des 12. Jahrhunderts fällt, gab es keinerlei Siedlung, sondern nur ausgedehnten Urwald im späteren Siedlungsgebiet. Bekanntlich drangen dann an den Flüssen Mulde und Schwarzwasser entlang Trupps von fränkischen Ansiedlern vom Fichtelgebirge hervor. Nachdem die Burg Schutz gewähren konnte und eine Pfaffstraße da war, wurde der Strom der Zuwanderer noch mehr angelockt zur Besiedelung. Das gesamte Besiedelungsland wurde sehr zeitig in „Äcker“ geteilt und den Siedlern und auch der Kirche zugewiesen. Die Abmessung des Landes ist so gründlich wohlbedacht geschehen, daß wir heute unsere Bewunderung aussprechen müssen. Alles Herrngut der Herrschaft wurde

von den Fronhöfen bearbeitet. Dieses geschah auf Grund eines bestimmten Dienstverhältnisses, das „Eid“ genannt wurde. Vom Fronzwang befreit waren nur die Richter. Eingehend behandelt wurde die Bebauung des Landes. Angebaut wurden in der Hauptsache Hafer, Roggen und auch sehr viel Hopfen. Der Wald war die Hauptquelle an Einnahmen für die Herrschaft, da der Ackerbau in dieser Gebirgsgegend nicht ertragreich sein konnte. Der damalige Wald war zum großen Teile Mischwaldbestand, in dem außer der Eiche alle wichtigen Laubbäume vertreten waren und somit reiche Erträge einbrachten. Jedes Jahr wurde zwischen Fastnacht und Ostern eine riesige Menge Holz geschlagen, zu großen Haufen an den Flüssen aufgeschichtet und stromabwärts gefloßt. (Siehe Flößerbetrieb auch im alten Schwarzenberg!). An Berufen kamen außer den Flößern hauptsächlich die Holzfäller, Köhler, Harzer und Pecher in Frage. Wichtig war, daß die Entnahme des Bauholzes vollkommen frei war. Die Tettaus hatten mit ihren Waldungen viel Raubbau getrieben. Später aber kamen strenge Waldordnungen auf, sodaß eine geregelte Holzwirtschaft entstehen konnte. Kurfürst Moriz und „Vater August“ vor allem sorgten für strenge Regelung. Genau so streng mußten unter ihnen die Jagdgesetze eingehalten werden. Grausame Strafen erteilten den, der sich Wildfrevel zu schulden kommen ließ. Da damit für die Dörfler immer mehr ein Entzug der Jagdrechte Hand in Hand ging, entstand nach und nach ein unauslöschlicher Haß der Dorfbewohner gegen die Herrschaft, denn den Bauern erwuchs auf ihren Feldern großer Wildschaden. Die Gestalt Karl Stülpnerns, sein Verhalten und seine Volkstümlichkeit bei den Bauern ist aus den Verhältnissen jener Zeitläufte heraus durchaus zu erklären. Die Jagdbeute war damals gewaltig. Rotwild gab es außerordentlich viel. Im Schlosse sind viele Geweihe als Zeugen dieser alten Jagdzeit zu finden. Eber, Bären und Wölfe wurden ebenfalls erlegt, und zur Wolfsjagd waren alle An siedler geradezu verpflichtet.

Auch über den ehemaligen Fischreichtum wissen die alten Amtsrechnungen reichlich Aufschluß zu geben. Forellen zum Beispiel gab es in den damals wasserreichen Bächen in erstaunlicher Anzahl. Der Herrschaft stand allein das Fischereirecht zu. Es gab Landfischereimeister, die von der Herrschaft angestellt waren und die Durchführung der Fischereivorschriften auf das strengste überwachten. Die wirtschaftliche Struktur der alten Herrschaft Schwarzenberg war jedenfalls so, daß der Ausdruck vom „gänzlich verarmten Erzgebirge“ damals nicht zu Recht bestand. Daß sich das Wirtschaftsleben, natürlich nicht zugunsten der Bevölkerung, einmal ändern mußte, liegt an den Faktoren der allmählichen Erschöpfung der Erzschätze, der fortschreitenden und sich immer mehr entwickelnden Industrialisierung und der zunehmenden Bevölkerungszahl.

Eichendorff, ein großer Sohn des oberschlesischen Landes

Von Karl Nowinski-Berlin

Durch die Ereignisse der Weltgeschichte erwachte Oberschlesiens Bewußtsein seiner einheitlichen deutschen Kultur. Um der Welt heimatisches Deutschum zu beweisen, grub man nach Kulturgütern und fand unter ihnen die deutsche Romantik und deren edelste Blüte: Eichendorff.

Im Schlosse Lubowitz bei Ratibor, das von waldumrauschter Höhe grüßt und in das liebliche Odertal hinabschaut, wurde er am 10. März 1788 geboren. Die Eichendorffs, ein altes Geschlecht, atmeten seit dem dreißigjährigen Kriege die Romantik oberschlesischer Wälder; ihre Muse aber schlief. Joseph löste den Zauberbann und weckte sie auf. Sie grüßte ihn inmitten schöner Parkanlagen, als er im Wipfel eines hohen Birnbaumes saß und über das Blütenmeer der niederen Bäume weit ins Land schaute. Sie begleitete ihn, wenn er und sein älterer Bruder Wilhelm die Umgebung durchstreiften und bei Jagdausflügen dem Waldhornklänge lauschten. So entstand in dem kleinen Joseph ein romantisches Bedürfnis. Ratibor und sein Jahrmarkt, die Ritter- und Räuberromane der Leihbibliothek und die Aufführungen wandernder Komödianten näherten es, der Besuch des Tofter Schlosses mit seinen mittelalterlichen Türmen, Erkern und Schießscharen steigerte es zum Erlebnis. Ähnlich wirkte eine Wanderung nach dem Zobtenberge, die von Breslau unternommen wurde, wo die Brüder das Gymnasium besuchten. „Erwartungsvoll schritten wir über das Gestein und die Felsen, die uns schaurig in die Ritter- und Feenwelt verführten.“

Halle und Heidelberg, die Stationen ihres juristischen Studiums, wurden maßgebend für die Entwicklung Eichendorffs zum romantischen Dichter. Das Haller Studentenleben, das Tal der Saale, der Gibichenstein, die Lauchstädter Sommer-Bühne, Steffens, der Naturphilosoph, und Schleiermacher spendeten der Seele neue Nahrung. Die Ferienzeit folgte, die so genannte „große Lubowitzer Jubelperiode“: rauschende Feste auf dem väterlichen Schlosse! Romantik!

In Heidelberg gab der große Göttes die Richtung an; Achim von Arnim und Clemens Brentano sammelten die alten Volkslieder in „Des Knaben Wunderhorn“. Die herrliche Neckarlandschaft verschmolz in des jungen Dichters Geist mit dem heimatischen Landschaftsbilde zur romantischen Landschaft seiner Dichtungen.

In der Heimat blühte sein Liebesfrühling. Luise von Larisch, die Tochter des Gutsheeren von Bogrzebin, wurde seine Braut, und zartempfundene Lieder entsprossen dem glücklichen Dichterherzen. Durch Fichtes „Reden“ in Berlin lernte er das deutsche Volk als Nation erfassen. Nachdem er dort seine Heidelberger Freunde wiedergesehen, schuf sein in der Heimat frisch erwachter Dichtergeist „In einem kühlen Grunde“ und „Wer hat dich, du schöner Wald“. Er arbeitete an „Ahnung und Gegenwart“.

Wien! — Beim Abschied von der Heimat entstand das wehmütige „O Täler weit, o Höhen“. Wien mit seinem Glanz in Wissenschaft, Kunst und Dichtung, sowie im Gesellschaftsleben bedeutete Eichendorffs Jugendhöhe. Er riß sich los, wurde Freiheitskämpfer und vermählte sich mit Luise von Larisch. Nach den Befreiungskriegen begann seine Staatslaufbahn. Wir sehen ihn in Danzig als Regierungsrat, wo er für die Wiederherstellung der Marienburg arbeitete und im Landhause „Silberhammer“ den „Taugenichts“ dichtete. — Wieder Romantik! — Als Geheimrat im Kultusministerium in Berlin schied er 1844 aus dem Staatsdienst.

Nun war er der schlichte Eichendorff, der in einem bescheidenen grünen Jagdrotte in einem Kaffeehause „Unter den Linden“ in Berlin die literarische Montagsgesellschaft besuchte, Verserzählungen dichtete und Calderons geistliche Schauspiele übersezte.

Da erfüllte die erkrankte Gattin tiefe Sehnsucht nach ihrer Tochter und dem Ort ihrer glücklichsten Mädchenjahre, die sie im Pensionat der Magdalenerinnen zu Reife verlebte. Einige Tage

nach der Ankunft starb die edle Frau. Eichendorffs Schmerz war unheilbar. Er wohnte in der Friedrichstadt, im Sommer in einem Landhause in der Rochussallee. Von hier konnte sein Dichterauge nach dem nahen Gebirge schweifen. Die romantische Muse hatte ihn noch nicht verlassen. Er vollendete die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“, verfaßte „Erlebtes“ und die letzte Verserzählung „Luzius“. Da rief ihn der Schöpfer ab. Am 26. November 1857 starb er eines sanften Todes. Auf dem Jerusalemer Friedhof neben seiner treuen Gattin wurde der „letzte Ritter der Romantik“ bestattet.

Dies sein Leben. Nur einiges noch von seinem Werk, der großen Hinterlassenschaft fürs deutsche Volk.

„Aus dem Leben eines Taugenichts“, das Meisterstück romantischer Novellistik, erzählt von der Wander- und Liebesromantik eines jungen Vaganten, der mit seiner Geige nach Rom wandert und singt: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“. Der alternde Dichter offenbart uns hier, daß die blühende und lachende Romantik der Wanderlust in ihm noch nicht erloschen ist. Die Novelle ist heute noch lebendig, da das deutsche Volk die Lust am Wandern und

Singen aufs neue pflegt. Das schönste und reifste Geschenk Eichendorffscher Muse ist die Lyrik. Eichendorff ist einer der größten Liederfänger des deutschen Volkes. In diesen Liedern atmen wir den ewig jungen Eichendorff. Sie knüpfen sich an persönlich erlebte Gefühle, die aber der Allgemeinheit eigen sind, daher nicht vergehen.

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.“

Und Eichendorff hat das Zauberwort getroffen; seine Lieder sind in Dichtervorteil geprägte Naturlaute, entquollen der herrlichen Natur, dem Wald, der Wiese, dem Strom, dem Waldhornklang, dem Queliengemurmel und der silbernen Mondnacht. In dem Wanderliede „Es sahen so golden die Sterne“ erklingt das Huphorn und der Gesang wandernder Gejellen. Die Violine klingt, und die romantische Langoßkraft seilt die Einbildungskraft. In

„Mondnacht“ erhebt sich die Seele zu einem Weltgefühl und fliegt ins Unendliche:

Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lände, als flöge sie nach Haus.

Die geistlichen Lieder „O wunderbares, tiefes Schweigen“, „Komm, Trost der Welt, du stille Nacht“ und „Vergangen ist der lichte Tag“ führen sein romantisches Sehnen zu Gott.

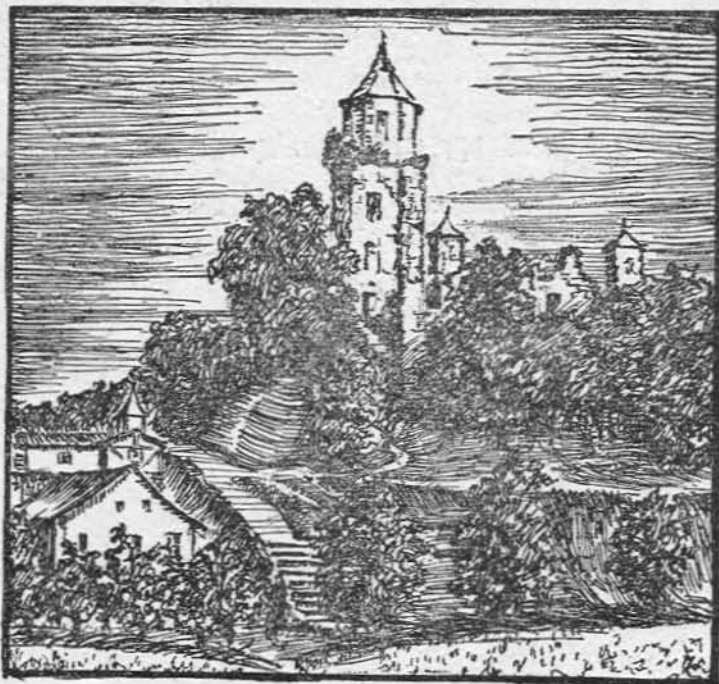
Aber auch irdisches Liebesglück und Frühlingssehnen offenbaren viele seiner Lieder. Die Lerchen jungen und die Nachtigallen schlagen. An Goethes „Sehnsüchtiger Lieder“ erinnert das seiner reinen Liebe zu Luise von Larisch entkeimte „Glück“:

Wie jauchzt meine Seele und singet in sich!
Kaum daß ich's verhehle, so glücklich bin ich.

Der Taugenichts singt ein Minnelied „Wohin ich geh' und schaue“. „Neue Liebe“ ist sein „Hoffen und Bangen“, seine seligste „Verwirrung“ über das im Herzen entdeckte Liebesgefühl. Den sichern Besitz der Geliebten verkünden in „Frühlingsnacht“ der Mond, die Sterne, der rauschende Wald und die juchenden Nachtigallen.

Und der Mond, die Sterne jagen's, und in Träumen rauscht's der
Und die Nachtigallen schlagen's: Sie ist deine, sie ist dein! (Hain
Der klagende Lyriker tritt uns entgegen in den Liedern „Auf meines Kindes Tod“. Aus dem bunten Kranz seiner Romanzen wird das „Zerbroschene Ringlein“ als Volkslied gejunen. „Der alte Garten“ verlegt uns in den Schloßpark zu Lubowitz.

Die Rhythmen der Lieder fliegen leicht und natürlich dahin. Große Musiker haben das Gefühl und wunderbare Betonungen



Burg Tost, heute Ruine, bis 1797 im Besitz der Eichendorffs. Unten links die Mühle. (In einem kühlen Grunde).

geschaffen. Wer kennt nicht Mendelssohns „Der Jäger Abschied“ und „O Täler weit, o Höhen“ mit dem eigenartig und feinsinnig getroffenen Grundton der Wehmut in Dichtung und Melodie! Wer fühlt nicht die Seelenverwandtschaft Schumannscher Vertonungen mit Eichendorffscher Muse in „Mondnacht“ und „Frühlingsnacht“! Auch Hugo Wolf hat durch „Heimweh“ und „Verschwiegene Liebe“ die Unvergänglichkeit dieser Lieder sicherstellen helfen.

Wir verehren in Eichendorff den größten und volkstümlichsten Lyriker der Romantik. Was macht ihn aber zu Oberschlesiens großem Sohn? — Die Geburtsstätte?

„Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen; auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt.“ — „Dichter und ihre Gefellen.“ — Diese Worte sind der Schlüssel zu seinen Dichtungen. Ihr Grundton ist die Heimat. Eichendorff wurzelt mit dem ganzen dichterischen und menschlichen Sein in der Heimat. Daher liebt er sie, sehnt sich nach ihr, ist ihr treu und bringt das in seinen Werken zum Ausdruck.

In Heidelberg, „wo der Waldhauch rquickend durch die Straßen ging und

nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlügen“, beschlich ihn das Heimweh. Und wieder in „Dichter und ihre Gefellen“ sagt Fortunat: „Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatischen Berge. Wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder, und wäre es durch das offene Fenster oder im Traum. Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los.“ Selbst dort, wo er sich in seinen Dichtungen auf Italiens Boden bewegt, sind seine Gefellen heimatischer Herkunft.

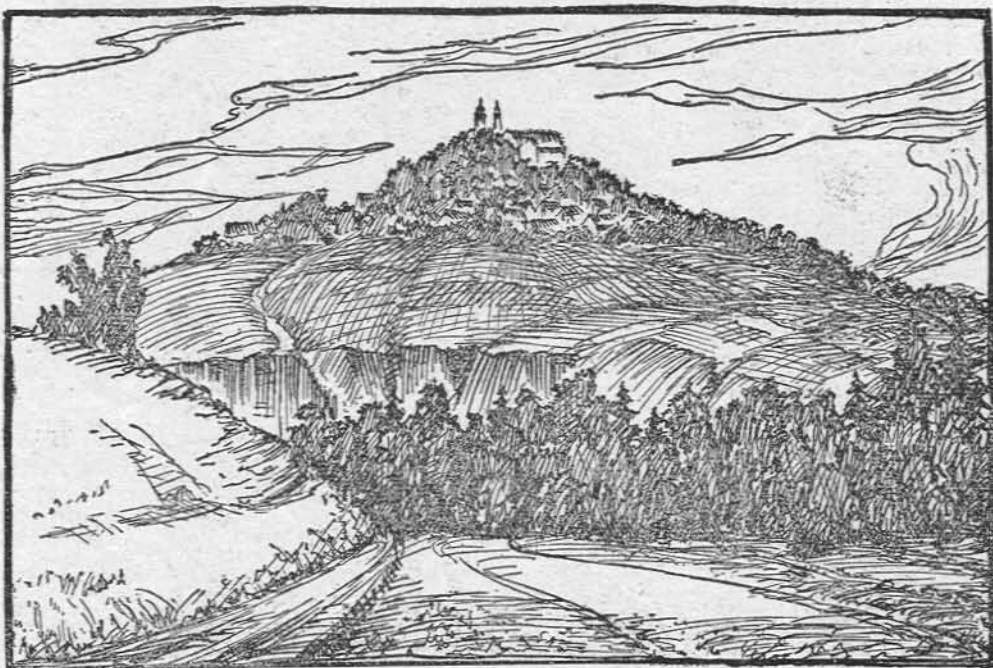
Rührend sind die Heimatgedichte „Lindes Rauschen in den Wipfeln“ und „Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh?“, dessen Schlußverse lauten:

„Ach, dieses
Bannes zauber-
reichen Ringen
Entflieh'n wir
nimmer, ich
und du!“

Die Heimat lebt
verklärt in seinen
Dichtungen. —

Seine Lyrik,
durchglüht von Hei-
matsehnsucht, Hei-
matliebe und Hei-
mattreue, macht ihn
zum Heimatdichter
und Heimatkünstler,
zum großen Sohne
Oberschlesiens und
des deutschen Va-
terlandes, dem er
begeistert zuzustimmt:

„Grüß dich,
Deutschland,
aus
Herzengrund!“



Annaberg, ein vielbesuchter Wallfahrtsort, der hl. Berg Oberschlesiens

Torkler

Annaberg, das Wahrzeichen von Oberschlesien

Von Wolfgang Wienzek

St. Annaberg: Wie eine schlichte Freudennelodie steigt er von Süden auf.

Wo sind auf solch kleinem Raum in unserm Oberschlesien so viele Brücken geschlagen zur Vergangenheit?

Tausend Jahre und früher. Ein Opferberg soll der Berg gewesen sein. Allmächtig große Buchen krönten den Berg, standen auch in den Tälern, auf den Hügeln. — So still halten wir nicht mehr. —

Solch ein alter Buchenwald mag wohl wie eine stille Tempel-
halle mit schimmernden Säulenreihen gewirkt haben, wie ein däm-
merndes geheimnisvolles Märchen . . .

Viel können uns noch die Steine erzählen, von uralten Zeiten, da die Götter hier geehrt wurden. Diese Steine, sie liegen schon lange hier oben, daß sie selber nicht mehr wissen, wie lange. Viel können sie erzählen, Gutes und Böses.

Herrlich war's hier in der kürzesten Nacht des Jahres. Selt-
jamem Zauber übte diese Nacht auf den Menschen aus.

Hinter der Oder verschwand die rote Sonne. Eine Weile noch bewahrte der Himmel eine rosige Erinnerung an sie. Da begann es auf allen Pfaden, die zum Berge führten, zu rascheln, zu rispeln und zu knistern. Es wimmelte und krümmelte von Menschen. Schon loderte ein schaurig-schönes Feuer zum Himmel. Im Kessel brodelte Opferfleisch. Priestergerummel, Zauberbewörterungen ertönten in der Runde um einen großen Opferstein.

Jünglinge schwangen sich mit blumenbekränzten Mädchen im Reigen. Knaben sprangen über die schwellenden Gluten. In den Augen der Greise leuchtete die Freude, und es war ihnen auch so weh im Herzen. — Ja, schön war's hier in dieser Nacht.

*

Dann kam das Kreuz. Berge können sich verklären. — Der Drache, der oben hauste, wurde im Namen des dreieinigen Gottes von den Dienern des Christengottes überwunden. Der Annaberg

wurde ein christlicher Tabernakel, der Herrgottswinkel Oberschle-
siens, gnadenvoll, gnadenreich bis in die karglichste Falte des
Porembaer Tals.

An schönen Tagen träumten die Menschen vom Berge hinaus.
Rings das Land so weit, so märchenweit! Die Oder glitzert. Wie
ein Geheimnis blinkt sie und blüht sie fein im Sonnenschein. Die
Wälder träumen goldene Träume und Märchen so blau. — Es
war einmal! — Dörfer wie Spielzeug sind da ausgestreut. Und
Glockenklänge — Bim! — Bam! reichen sich die Hände. An
jedem Dörfchen da unten hängt ein Märchen. Hoch vom Himmel
dudeln es die Lerchen: Heimat! Heimat! Welch Wunder bist du!
Der Annaberg lächelt heraus. Er segnet sein Land mit geweihter
Hand.

Wer das Wesen des Berges erfasst hat, der muß ihm, den heim-
lichen Winkeln und trauten Ecken gut sein.

Wie sagte doch ein ober-schle-sisches Dienstmädchen, das in Berlin
in Stellung war? „Berlin ist ja ganz schön, aber einen Annaberg
hat es nicht, das ist schade!“ Das kann nur verstehen, wer den
Berg und das ober-schle-sische Volk kennt. —

St. Annafest! Es geht unserm Volk bei diesem Wort ähnlich
wie beim Hören eines schönen Volksliedes. Wer will dem Volks-
gemüt befehlen? Und die Legende raunt: Am Annafest wandelt
die heilige Anna durch das Land, ihr Gesicht ist lieblich, ihre Augen
groß und gut, so licht wie der Sonnenschein. Grün ist der Saum
ihres Gewandes, mit goldenen Blumen darin. Das ganze Land
ringsum, es ist zum Beten hingekniet. Mit ruhevollen Lächeln segnet
Mutter Anna unser Land.

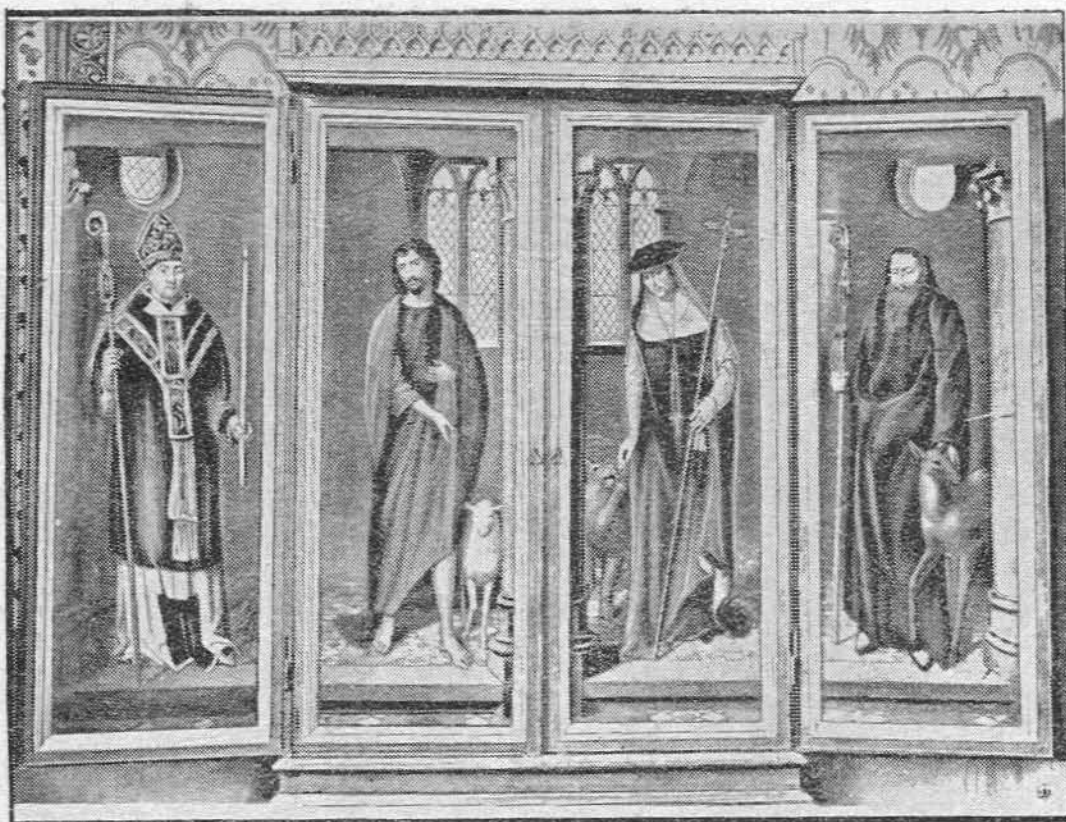
Das alles sehen die Kinder des Landes mit ihren tiefen, blauen
Augen. Die Legende hat Heimatflügel, und ihre Stimme ist das
Rauschen, das Rascheln im Heimatwald, im Heimatland . . .

(Aus: „Sant Annaberg“, Oberschle-sische Geschichten und Erin-
nerungen von Wolfgang Wienzek, Frankes Buchhandlung, Habel-
schwerdt.)

Bilder aus aller Welt

Verkauf des Memling-Altars?

Der berühmte Memling-Altar der Lübecker Domkirche soll, wie gemeldet, um den Preis von 7 Millionen Mark verkauft werden. Als Käufer wird der jüngere Morgan, der Chef des großen New Yorker Bankhauses, genannt. Bei dem Memling-Altar handelt es sich um eines der berühmtesten Altarwerke der Welt. Er wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts von dem reichen Lübecker Handelsherrn Greverade gestiftet und darum in der Domkapelle, die dessen Namen trägt, aufgestellt. Als die spätestdatierte Arbeit des großen Brügger Meisters trägt der Altar die Jahreszahl 1491. Doppelte Flügel öffnen sich. Draußen die üblichen gemalten Steinfiguren der Verkündigung. Bei der ersten Öffnung: Blasius, Johannes der Täufer, Hieronymus, Aegidius, die vier Heiligen unseres Bildes. Dann erst, beim weiteren Öffnen, in der Mitte, in breitem Format, die figurenreiche Kreuzigung. Linke Seitentafel: Kreuztragung, rechts Auferstehung. Ein Wunder das Ganze.



Helden der Luft. Unser Bild in der Mitte zeigt die Trümmer des Arado-Flugzeuges „Teneriffa“, das Bild rechts die drei verunglückten Piloten: v. Schröder, Eichentopf u. Albrecht.



Die Südafrikaflieger tödlich abgestürzt.

Wie gemeldet, sind die beiden englischen Flieger Major Williams und Leutnant Jenkins, die zu einem Flug nach Kapstadt aufgestiegen waren, abgestürzt und getötet worden. Eingeborene fanden in der Gebirgsgegend von Zagi-Duan die Trümmer des Flugzeuges, in dem sich die Leichen der Flieger befanden. Die Flieger sind wahrscheinlich beim Versuch zu landen, gegen eine Bergkette gestoßen und abgestürzt. Unser Bild links zeigt die beiden Piloten (Williams rechts) mit ihrem Flugzeug.

